

Der Schweizer

Ganz diskret: Tanzpreis für Heinz Spoerli

Für einen Tänzer zählt jedes Jahr, um das er älter wird. Für die besten Choreographen hingegen zählt jedes Jahr, um das sie altern, nur als ein Jahr weiterer intensiver Auseinandersetzung mit dem Gegenüber – der Musik – und der eigenen Materie, der Bewegung. Welcher privaten Ansicht auch Choreographen über das Altern sein mögen, in professioneller Hinsicht ist es für viele ein Gewinn. An Heinz Spoerli Werken über die Jahrzehnte – den Versionen der großen, klassischen Handlungsballette wie seinen phantasievollen freien, ganz eigenen Stücken zu Brahms, Mozart, Bach, Luciano Berio, Alfred Schnittke oder Philip Glass – wäre die These von der Altersfreiheit zu überprüfen. Ähnelt er mehr Jiří Kylián, dem nervösen Zweifler, Melancholiker, Grübler? Oder Hans van Manen, dem neoklassischen Tanzmeister, dem Stilgefühl, Ironie und Pointensicherheit in die Wiege gelegt waren und der nie sicherer, lockerer werden konnte, als er ohnehin schon war?

Bei Heinz Spoerli ist das schwer zu entscheiden, so sehr scheint er sich hinter seinen nie unfertigen, sondern stets formvollendeten Balletten zu verbergen. In diesem Jahr hat sich die Tanzwelt sehr bemüht, den stillen Schweizer, seit 1996 Ballettdirektor am Zürcher Opernhaus, aus der Reserve zu locken. Nachdem er 2007 mit dem Kunstpreis der Stadt Zürich geehrt worden war, erhielt er in diesem Jahr zuerst den Deutschen Tanzpreis und jetzt den Preis des Verbands der deutschen Kritiker in der Sparte Tanz.

Bei der Zeremonie gab er einen neuen Beweis seiner Bescheidenheit. Weil er fand, das Publikum hätte nun nach sieben Ehrungen in den anderen Sparten etwas Abkürzung des bis dahin dreistündigen Verfahrens verdient, ließ er seine Dankesrede in der Jackettasche – ein Zeichen von Altersfreiheit und Übung im Improvisieren. Doch auch bei dem Abendessen zu seinen Ehren, das am Abend nach der Verleihung in der Schweizer Botschaft gegeben wurde, bestimmte eher Politisches als Kunst das Tischgespräch.

Spoerli macht Politik auf seine, schweizerisch diskrete Weise. Seine Stiftung, die er vor neun Jahren gründete, vergab ihnen mit 20 000 Franken dotierten Preis zuerst an den ehemaligen Spoerli-Tänzer und heutigen Ballettdirektor Martin Schläpfer und 2004 an The Jikeleza Dance Project. Das in Kapstadt angesiedelte Vorhaben bildet Strassenkinder aus den südafrikanischen Townships im Tanz aus. huc

Der Schauspieler Wolfgang Holz, von 1970 bis 2001 Mitglied des Berliner Ensembles, ist im Alter von zweiundsiebzig Jahren in Berlin gestorben. Der gebürtige Chemnitz, der zu den Mitorganisatoren der legendären Künstlerdemonstration im November 1989 für mehr Demokratie in der DDR gehörte, wurde von Helene Weigel, Brechts Witwe und Ensemble-Herrin, in Weimar entdeckt, wo er in „Mutter Courage“ agierte, wie es ihr gefiel; noch in Heiner Müllers berühmter Berliner „Arturo Ui“-Inszenierung von 1995 war er präsent. F.A.Z.



Die Gehilfe sieht man nicht: Bandleader Mike Patton in tadelloser Aufmachung

Foto Matthias Läddecke

Heute ein König, dann ein Narr

Ironie und Verwandlungslust: Die Band Faith No More, wiedergeboren in Berlin

Faith No More beginnen ihre Wiedervereinigung in der Berliner Wuhlheide nicht mit den panzerbrechenden Riffs, die man von einer metallverarbeitenden Band als Begrüßung erwarten würde. Stattdessen schummern verminderte Septimakkorde aus Roddy Bottums Keyboard, während Mike Patton zart sein Schlagzeug bearbeitet und Jon Hudson auf der Gitarre ein paar angejazzte Licks hinzugibt. Das dudelt entspannt vor sich hin, bis nach zwei Minuten unter großem Hallo der Chef auf die Bühne kommt: Mike Patton in lachsfarbenem Anzug, humpelnd am Krückstock. Elf Jahre sind seit der Trennung vergangen.

Und Patton gibt auf wackligen Beinen mit Mafioso-Charme den Crooner, singt hinreißend den Soul-Klassiker von Peaches & Herb: „Reunited – and it feels so good / Reunited – ‘cause we understood.“ Zu schön, um wahr zu sein. Denn auch die Wiedergeburt der vielleicht aufredesten Rockband der Neunziger wird eher mit privaten Finanzkrisen zu tun haben. Aber schon dieser Einstieg zeigt die nicht gerade branchenüblichen Tugenden von Faith No More: Ironie und Verwandlungslust. Ohne sie wären frisch gebliebene Alben wie „Angel Dust“ (1992) und „King For A Day, Fool For A Lifetime“ (1995) nicht denkbar. Während Heavy Metal damals längst schon bedroht war von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, wechselten Faith No More bei ihrem et was anderen Songwriting munter zwischen mächtigen Stehauf-Riffs und einem Dutzend diverser Stile.

Auch an diesem Abend lotet Mike Patton das ganze Spektrum seines inspirier-

ten Organs aus, vom augenzwinkernden Belcanto bei balladesken Hits wie „Easy“ oder „I Started A Joke“ bis hin zu Hardcore-Brüllattacken, gern durch ein überdimensioniertes Megafoon, damit es auch so aussieht, wie es sich anhört. Beim kurzen Lady-Gaga-Cover „Poker Face“ quiekt und gackert er, was das Zeug hält, bei „Gentle Art of Making Enemies“ lässt er die obligatorische Fluchkanonade los, zuckt und krümmt sich, um dann geradezu in den Refrain hineinzuzupludern. Keiner kann das Wort „Krise“ melodioser zersingen als Patton in „Midlife Crisis“. Der Song fehlt ebenso wenig im Programm wie der Metal-Rap-Crossover „Epic“, mit dem 1989 der Ruhm der Band losbrach.

Der einundvierzigjährige Charismatiker macht die Show, während Roddy Bottum hinterm Keyboard wie ein Gemeindecor-leiter wirkt und Jon Hudson das Pokerface in Person ist: ein Präzisionsgitarrist, von dem kein breitbeinigiges Geschwenke zu erwarten ist. Körperbewegte Spielfreude zeigt am ehesten noch Billy Gould, der den Bass mit zapackenden Funk-Pranken bearbeitet. Es gibt die Momente, in denen Patton sich über manche Rockpathos-Effekte und den Enthusiasmus des Publikums ein bisschen lustig zu machen scheint. Sein Verlangen nach musikalischen Grenzängen war 1998 für das Ende der Band verantwortlich. Lieber experimentierte er mit seiner genialischen Formation Mr. Bungle oder entwickelte mit der All-Star-Band Fantomas Musik zu cineastischen Themen. So entstanden der siebzigmünitige Horror-Track „Delirium Cordia“ und das Album „Suspended Animation“, wo das Prinzip ei-

ner hyperaktiven, von Cartoons inspirierten und durch alle Genres marodierenden Musik, die ständig ihren Aggregatzustand wechselt, ins Extrem getrieben wird. Damit seine neueren Passionen an diesem Abend nicht in Vergessenheit geraten, hat Patton zwei Bands seines Labels Ipecac mitgebracht. Vor allem das italienische Punkjazz-Trio Zu zeigte mit Baritonsaxophon, Bass und Schlagzeug, wie Lärmwände mit Avantgardeanspruch in Schnellbauweise zu errichten sind. Andererseits hat Patton jüngst wieder eine Tendenz zu breitenwirksameren Klängen gezeigt, etwa bei den fulminanten Kollaborationen seines „Peeping Tom“-Projekts oder seinen orchestralen Interpretationen italienischer Schlager.

Die lange verweigerte Reunion hat deshalb eine gewisse Konsequenz, auch wenn sie noch nicht von einem neuen Studioalbum begleitet ist. Vor einer Woche hat die Band ihre Tour mit zwei umjubelten Konzerten in England gestartet. Damit verglichen, war der erste deutsche Auftritt ein leichter Absacker. Das Problem war die Open-Air-Bühne Wuhlheide. 17 000 Menschen passen da rein; so viel bringen Faith No More nach elf Jahren Pause nicht zusammen, jedenfalls nicht an einem Dienstag in Berlin, wenn zur gleichen Zeit Neil Young in der O2-World spielt. Dass eine Arena nur zu zwei Dritteln gefüllt ist, sagt nichts über die Qualität eines Konzerts. Aber jene magischen Momente der Kommunikation zwischen einer Band und ihrem Publikum – am mitreißendsten beim erhabenen „Ashes to Ashes“ – haben darunter gelitten. WOLFGANG SCHNEIDER

Alles umsonst?

In der Krise träumen viele von einer Welt ohne Geld: Wie die aussieht, zeigt heute schon ein Laden in Berlin-Mitte.

Braucht hier noch jemand eine „ADAC-Motorwelt“ aus den frühen Nullern? Eine Original-CD mit Microsoft Works – für Windows 95? Interesse an einem fast kompletten Satz Einwegbesteck, mit leichten Gebrauchsspuren? Oder fehlt zufällig irgendwem der zweite Band von Ernest Mandels „Marxistischer Wirtschaftstheorie“, Suhrkamp 1972?

All diese Dinge hat der Kapitalismus hervorgebracht – jenes System also, das uns innerhalb weniger Monate so rätselhaft geworden ist wie die Verwandlungslehren der Alchimie. All diese Dinge hatten ihren Preis, als sie auf den Markt kamen. Nun kosten sie nichts mehr. Sie stehen und liegen in den billigen Holzregalen des „Umsonstladers“ in der Brunnenstraße 183 in Berlin herum: einem Laden, der kein Geschäft sein möchte und der sich auf einem Flugblatt als „Alternative zur kapitalistischen Kaufökonomie“ bewirbt. Wer wissen will, wie eine Welt ohne Geld aussieht, sollte sich hier einmal in Ruhe umschauen.

Der Umsonstladen befindet sich im Erdgeschoss eines besetzten Hauses, dem angeblich in den nächsten Tagen die Räumung droht. Gegenüber liegt der Weinbergspark, wo Mitte an heißen Sommernachmittagen in sich selbst kommt: Die Hipster, die hier ihre Pornobrillen und American-Apparel-T-Shirts zur Schau tragen, könnten jede Modestrecke im „Vice“-Magazin bevölkern. Am Rand des Parks verticken Dealer zischelnd ihr minderwertiges Marihuana, und Punker brüllen ihren Hunden hinterher. Ab und zu läuft einer von ihnen quer über die Brunnenstraße zum Umsonstladen – um nachzufragen, ob er dort ein neues gebrauchtes schwarzes T-Shirt bekommt.

Wie das Flugblatt betont, handelt es sich beim Umsonstladen nicht einfach um einen Secondhandladen ohne Kasse. Er soll extraterritoriales Gebiet darstellen „in einer Gesellschaft, in der Dinge zu Waren werden und ihr Austausch nur über das Geld organisiert wird“. Man muss sich den Umsonstladen als Labor vorstellen, das negative Alchimie betreibt und Waren in Dinge zurückverwandelt. Der Tauschwert löst sich auf – und zurück bleibt der nackte Gebrauchswert. Hübsch sieht das nicht aus, wie schon der Blick ins Schaufenster lehrt: Da gibt es zwischen allerlei Krimskrums auch diese schwarzen Plastiktopfe, in denen Blumen verkauft werden, die man aber nach dem Einpflanzen gewöhnlich wegwirft. An einigen Töpfen hängen Erdkrümel, manche haben einen Sprung.

Überhaupt ist das Schaufenster das Gegenteil all jener Verführungsbühnen, mit denen der Kapitalismus seine Kunden anlockt, seit die mondänen Pariser Warenhäuser im neunzehnten Jahrhundert ihre Tore öffneten. Dieses Fenster verspricht nichts, was es nicht halten könnte. Stattdessen klebt da ein handgeschriebener Zettel: „Bitte keine Monitore mehr, sind erst mal genug!“

Ja, an alten Bildschirmen herrscht kein Mangel in diesem Laden, der wie eine trostlose Wunderkammer wirkt, vage nach Gegenstandsklassen geordnet. Die grauen, klobigen Monitore stapeln sich auf der linken Seite. Glücklicherweise ist die ältere Dame im geblühten Kleid,

die heute das Betreiberkollektiv vertritt, nicht mit diesem Überfluss – denn offenbar entspricht ihm keinerlei Nachfrage. „Wir brauchen jetzt wohl ein Auto, um die ganzen Monitore zu den Stadtreinigungsbetrieben zu fahren.“

Schweres Elektrogerät stellt einen Grenzfall dar im Umsonstladen, denn eigentlich lautet die Grundregel, ganz wie in einem alten Märchen, dass man jedes Teil mit der Hand wegtragen können muss. Genau drei Gegenstände darf jeder Besucher mitnehmen, ganz unabhängig davon, ob er etwas mitbringt. „Hier darf jeder rein“, erklärt die mit starkem Lippenstift geschminkte Hüterin des Ladens, „nicht nur Sozialhilfeempfänger und Rentner. Nutzer nennen wir unsere Gäste.“

Klingt fast nach Internet – und tatsächlich ist der Laden so eine Art Tauschbörse ohne Strom. Ein Nutzer trägt einen Parka und eine Plus-Tüte, aber es taucht auch eine junge Afroamerikanerin in hellbrauner Lederjacke auf, wahrscheinlich New Yorker Exil-Avantgarde, und schaut die Bücherständer durch. Da finden sich unter anderem alte Lehrbücher zur Bankbetriebslehre, ein Artemis-Cicerone für Zypern, „Die Wirklichkeit der Hausfrau“ von Helge Pross und das 1999 erschienene Bändchen „Multimediale Kioske: Ein Markt im Aufbruch“. Ein wenig wirken die Buchbestände wie eine kleine, wirklich sehr kleine Version der „Bibliothek von Babel“, die Jorge Luis Borges beschrieben hat.

Offenbar gibt es auch Spezialisten hier, gewiefte Nutzer, die genau wissen, was sie suchen. Ein mediterraner Typ mit lockigem Vokuhila, eingehüllt in einer Duftwolke, testet ein Kofferradio, indem er es misstrauisch neben sein Ohr hält – er scheint einem mittleren Fassbinder-Film entsprungen. Eine dicke Frau in ausgeliebertem grauen T-Shirt hält sich ein eingelaufenes Kurzarmhemd vor den Oberkörper und kommentiert selbst: „Ditt passt mir nicht!“ Sie hat in der „Bild“-Zeitung vom Umsonstladen gelesen, in einer krisengerechten Sammlung von lauter Gratisadressen. Am Vortag wollte sie ein Internetangebot für kostenlose Visitenkarten wahrnehmen: „Aber wenn man sich dann einloggt, dann kommt man nicht rein. Arschkarte!“

Der Kapitalismus, so sagen seine Gegner, verhext die Dinge des Lebens. Er verwandelt sie in Fetische, indem er Preisschilder auf sie heftet. Genügt es, diese Schilder zu entfernen, um die wahren Werte freizulegen? Im Umsonstladen steht ein schwarzer, winkelförmiger CD-Ständer – das schlimmste Möbelstück, das die Menschheitsgeschichte hervorgebracht hat. Es gibt Kisten voller Plastikbügel. Eine Auto-Sonnenblende mit Saugnäpfen, sie trägt die Aufschrift „Fuji-film“. Und eine BASF-Chrome-II-Kassetten mit der Aufschrift „Formel-Eins I“. Seltsamerweise wirken all diese Sachen, dem kapitalistischen Tauschhandel entzogen, unbrauchbarer als je zuvor: Es sind Objekte geworden, bizarre Ready-mades in einer Kunstinstallation.

Ein Rastatyp in schwarzroter Holzfallerjacke betritt den Umsonstladen mit einem Schlachtruf: „Scheiß auf die Arbeit, fuck Bush!“ Der Mann scheint nicht hundertprozentig auf der Höhe der Zeit. Es war ausgerechnet ein marxistischer Ökonom, Alfred Sohn-Rethel, der auf die tiefe Verwandtschaft des Geldes mit dem abstrakten Denken hingewiesen hat: Die griechische Philosophie kam in die Gänge, nachdem in Lydien das erste Münzgeld aufgetaucht war. Wahrscheinlich müssen wir das abenteuerliche Wesen des Geldes, das alle Einzeldinge in eine unsichtbare Ordnung einträgt, neu begreifen. Schade, dass Sohn-Rethels „Warenform und Geldform“, 1978 bei Suhrkamp erschienen, im Umsonstladen nicht im Regal steht. ANDREAS ROSENFELDER

Geschichtspassion

Charles Arnold-Baker ist gestorben

Den Titel seiner vom Hundertsten ins Tausendste kommenden Erinnerungen, „For he is an Englishman“, hat Charles Arnold-Baker einer Gilbert-and-Sullivan-Operette entliehen. Englischer als sein Doppelname geht es auch kaum. Auch seine Neigungen stellen ihn in die Tradition charaktervoller englischer Sonderlinge. Er entstammte jedoch dem preußischen Adel und rühmte sich mit ironisch gedämpftem Stolz der Abstammung von Karl dem Großen, dem Condottiere Bartolomeo Colleoni und Lucas Cranach. Sein Vater Albrecht von Blumenthal war ein Philologe, der dem George-Kreis angehörte und die Stauffenberg-Brüder dort einwies. Arnold-Baker, 1918 als Wolfgang von Blumenthal in Berlin geboren, wuchs jedoch in England auf. Im Weltkrieg, in dem er als Leibwächter Churchills diente, bevor er zum Geheimdienst versetzt wurde, nahm er den Namen seines Stiefvaters an.

Die englische Geschichte in all ihren Facetten war eine Leidenschaft. In fast vierzigjähriger Arbeit hat der ebenso vielseitige wie detailverliebte Jurist – neben seiner Haupttätigkeit als Vorsitzender des Verbandes der Kommunalverwaltungen – ohne Assistenten ein Lexikon der britischen Geschichte zusammengestellt, das mit seinen rund 15 000 Einträgen verglichen worden ist mit Doktor Johnsons ehrgeizigem Unterfangen, ein Wörterbuch der englischen Sprache zu erstellen. Ursprünglich sollte das Lexikon bei der Oxford University Press erscheinen, aber der wuchernde Umfang und die persönlichen Kommentare des Autors, der beispielsweise den Eintrag für Limerick in dieser Version verfasste oder bei Blairs Pressesprecher Alastair Campbell auf Goebbels verwies, widersprachen der politisch-korrekten Ausrichtung des Verlages und führten zum Bruch. Die handgeschriebenen Hefte wurden schließlich 1997 von seinem Sohn im Eigenverlag herausgegeben und sind zum Liebhäberobjekt geworden. Am 6. Juni ist Charles Arnold-Baker im Alter von neunzig Jahren gestorben. G.T.



Auch den Hohn gibt es für nix: Als „Giftladen“ wappnet sich der „Umsonstladen“ gegen die gerüchtweise bevorstehende Räumung. Foto Matthias Läddecke

Sammlung Strauss

Einigung in Bremer Restitutionsfall

Bremen hat drei Kunstwerke aus der ehemaligen Sammlung des jüdischen Industriellen Ottmar Strauss rechtmäßig angekauft, damit sie auf Dauer in den Kunstsammlungen Böttcherstraße verbleiben können. Dafür hat sein Sohn Ulrich Strauss fünfzigtausend Euro erhalten. Für den Ankauf hatten sowohl das Kultur- und das Finanzressort der Freien Hansestadt Gelder bereitgestellt als auch die Waldemar Koch Stiftung, die Sparkasse Bremen und der Freundes- und Förder-

kreis Kunstsammlungen Böttcherstraße e.V., dem dafür das Eigentum an einem der beiden mittelalterlichen Alabasterreliefs übertragen wird. Der Vorbesitzer der Stücke, der Mitbegründer des Otto-Wolff-Konzerns, Ottmar Strauss, musste seine Sammlung wegen rassistischer Verfolgung als jüdischer Bürger 1935 versteigern lassen, um seine Emigration vorzubereiten und die sogenannte Reichsfluchtsteuer bezahlen zu können. Der Bremer Kaufmann Ludwig Roselius erwarb zwei mittelalterliche Alabasterreliefs und ein Glasbild aus dieser Auktion, die seither in den Kunstsammlungen Böttcherstraße ausgestellt wurden. F.A.Z.

Ich bin die Auferstehung und das Leben.
Wer an mich glaubt, wird leben,
auch wenn er stirbt.

Dr. Otto Wagner

Ltd. Regierungsschuldirektor a. D.

* 20. Februar 1913 † 15. Juni 2009

Liselotte Wagner

Mechthild Stephan

Dr. Norbert und Gabriele Wagner

Hedwig und Reinhardt Daume

Winfried und Gabriele Wagner

Dr. Irmtrud Wagner

Birgitt Wagner

Markus und Astrid Stephan mit Nick und Mika

Mathias und Susanne Stephan mit Leonie und Lukas

Christian, Daniel, Dominik und Julian Daume

64625 Bensheim, Gärtnerweg 15

Die Beerdigung findet am Freitag, dem 26. Juni 2009, um 13.00 Uhr auf dem Friedhof Heppenheim-Mitte statt. Im Anschluss daran feiern wir das Auferstehungsamt in St. Peter, Heppenheim.

Anstelle von Blumen bitten wir um eine Spende für das St. Vincenzstift Aulhausen, Nassauische Sparkasse Rüdeshheim, BLZ 510 500 15, Konto Nr. 455 094 666, Stichwort „Dr. Otto Wagner“.